

Zeitschrift:	Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber:	Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band:	48 (1977)
Heft:	6
Rubrik:	Die Jahresversammlung 1977 in Zürich : Wechsel im Vorstand - Zäsur oder Brückenschlag?

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wechsel im Vorstand – Zäsur oder Brückenschlag?

Wenn die Juni-Ausgabe des Fachblatts zu den Lesern kommt, gehört die VSA-Tagung 1977 im Kasino Zürichhorn (über die im Telegrammstil bereits in der Mai-Nummer berichtet worden ist) der Geschichte an — wenigstens der Vereinsgeschichte. Trotzdem ist hier nochmals festzuhalten: Genau ein Jahr nach dem Inkrafttreten der neuen Statuten hat der VSA nun auch einen neuen Präsidenten sowie acht neue Vorstandsmitglieder. Die personellen Änderungen an der Spitze des Vereins machen zwar die Wandlungen durchaus augenfällig, die durch die Statutenrevision eingeleitet worden sind. Zugleich sind diese Änderungen aber auch die Dauer im Wechsel zu zeigen geeignet. Paul Sonderegger, der die präsidentiale Verantwortung an Theodor Stocker abgegeben hat, wurde zum Ehrenmitglied ernannt und bleibt mit zwei weiteren bisherigen Mitgliedern im Vorstand. Die Nachfolger der früheren Führungsequipe werden eine Entwicklung begleiten, die noch die Vorgänger veranlagt haben. So gesehen, markiert die Tagung 77 zunächst wohl eine Zäsur in der Geschichte des Vereins. Doch auf den zweiten Blick kann sie, wie jede Grenze, in ihrer verbindenden und verbindlichen Kehrseite auch als Brückenschlag erscheinen. In diesem Sinne jedenfalls wird sich der neue Vorstand noch im Juni zu seiner ersten, konstituierenden Sitzung zusammenfinden.



Abgesang: Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit verabschiedet der (demissionierende) Vizepräsident, Kurt Bollinger, Kreuzlingen, den bisherigen Präsidenten, Paul Sonderegger (Mitte), der zum Ehrenmitglied ernannt worden ist. In der Laudatio heisst es: «Wir würdigen seine weitsichtige, profilierte Führung als Vereinspräsident von 1962 bis 1977 und sein hingebungsvolles, geduldiges und zielbewusstes Wirken zur Förderung des Heimwesens in der Schweiz. Wir ehren in freundschaftlicher und respektvoller Verbundenheit einen Mann, der sich mit dem vollen Gewicht seiner Persönlichkeit in den Dienst der Mitmenschen stellt.» Rechts im Bild: Rudolf Vogler.

Delegiertenversammlung: Geheime Wahlen

Erstmals wurden die statutarischen Geschäfte nicht von der Mitgliederversammlung, sondern von den Delegierten verabschiedet. Was soll man von der Delegiertenversammlung, die am 3. Mai der eigent-



«... und erkläre Annahme der Wahl»: Theodor Stocker, Verwalter des Alterswohnheims Tägerhalde in Küsnacht, ist bereit, die Verantwortung, die sein neues Amt an der Spitze des Vereins in sich schliesst, zu übernehmen.

lichen Fachtagung vorausging, anderes sagen, ausser dass sie, wie vorauszusehen war, insgesamt einen guten Verlauf nahm? Das in dieser Nummer abgedruckte Protokoll hält alle wesentlichen Einzelheiten fest. Zwar wurden im Zuge des wichtigen Wahlgeschäfts mitunter auch Spannungen spürbar, aber als die Stimmenzähler die Resultate der geheimen Wahl endlich vorlegen konnten, glätteten sich die Mienen rasch. Unter dem Präsidium von Theodor Stocker (Küsnacht) setzt sich der neue Vorstand, der auf die Dauer der nächsten vier Jahre im Amt sein wird, aus Heinrich Bähler (Ziegelbrücke), André Bardet (Erlach), Joseph Brunner (Pfeffingen), Erwin Denzler (Schaffhausen), Daniel Giger (Goldach), Ruth Haller (Aarau), Fritz Hirschi (Englisberg), Samuel Rupflin (Zizers), Paul Sonderegger (Zürich) und Rudolf Vogler (Uetikon) zusammen. Als Rechnungsrevisoren wurden Eugen Dähler (Winterthur) und Paul Kurth (Herisau) gewählt.

«Der benachteiligte Mensch in unserer Gesellschaft»

Wieviele Tagungsteilnehmer kamen ins Kasino Zürichhorn? Rund 350 hatten sich schriftlich zum voraus angemeldet, und über 400 waren's am ersten



Beide haben Grund zur Freude — Frau M. Stocker (links) über die gute Wahl ihres Mannes zum neuen Vereinspräsidenten, Frau E. Sonderegger über die Ernennung ihres Mannes zum Ehrenmitglied. Nach Dr. h. c. Maria Meyer, Dr. Walter Rickenbach, Arnold Schneider und Gottfried Bürgi ist Paul Sonderegger der fünfte im Bunde der seit 1965 ernannten Ehrenmitglieder VSA.

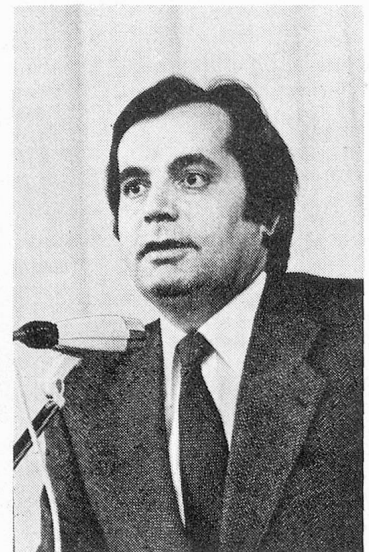
Tag. Am zweiten Tag, am 4. Mai also, stieg die Zahl bis gegen 500. Tagungsthema: «Der benachteiligte Mensch in unserer Gesellschaft»; vier Referenten: Prof. Dr. Leonhard Neidhart, der Politologe («Der Kampf des Benachteiligten um die Chancengleichheit»), Regierungsrat Dr. Peter Wiederkehr, Vorsteher der Fürsorgedirektion des Kantons Zürich («Möglichkeiten und Grenzen der Verwirklichung politischer Programme zur Hilfe an Benachteiligte»), Dr. Josef Duss-von Werdt, Leiter des Instituts für Ehe- und Familienwissenschaften in Zürich («Unsere Verantwortung gegenüber den Benachteiligten»), sowie die Genfer Philosophin Prof. Dr. Jeanne Hersch («Die Hoffnung, Mensch zu sein»). Wie die Zuhörer mit Gewinn vermerken konnten, ergab sich im ergänzenden Ausgleich und im Kontrast zwischen den Vorträgen ein schönes Mass an innerer Uebereinstimmung, ohne dass diese von den Referenten vorher abgesprochen worden wäre.

Warum ist — auch in der Schweiz — Politik nötig?

Prof. Dr. L. Neidhart, Dozent für politische Wissenschaften an den Universitäten von Konstanz und Zürich, gab zunächst einen kurzen Einblick in seine Werkstatt und erläuterte die Methoden der Politologie. Unterschiedlichkeiten und Ungleichheiten, erklärte er, gehörten zum Naturzustand der Gesellschaft. Eben deshalb sei Politik nötig, denn ihr Ziel bestehe darin, diese Ungleichheiten zu mildern und abzubauen. In der Schweiz sei eine Bestandsaufnahme der Deshumanisierungen freilich schwierig, da die Kompetenz zur Inventarisierung meistens bei den Kantonen und den Gemeinden liege. An den Hochschulen würden die Ursachen der Unterprivilegierung noch viel zuwenig erforscht.

Ausgehend von der Erläuterung verschiedener gesellschaftspolitischer Theorien von Hobbes bis Marx, gelangte der Referent zur Feststellung, heutzutage seien diejenigen Menschen unterprivilegiert, welche ausserhalb des Produktionsprozesses stehen, und an diesen entzündete sich die soziale Frage. Unterschiedlichkeiten ergäben sich sowohl aus der Stellung im

Produktionsprozess als auch aus dem unterschiedlichen zivilisatorischen Wandel. Bei der Besprechung der einzelnen Stufen der politischen Meinungsbildung (1. Herstellen einer öffentlichen Meinung; 2. Verhandlungen; Entscheidungen) erkannte Neidhart den Stufen 1 (Presse) und 2 (Verbände) grösste Bedeutung zu. Der Kampf der Unterprivilegierten um Chancengleichheit beginne mit dem Kampf um einen Platz an der Sonne der öffentlichen Meinung, wobei die Behinderten besonders unterprivilegiert seien, da sie die Gesellschaft in der Regel aus dem Bewusstsein zu verdrängen pflege. In der Schweiz mit ihrer stark entwickelten Form der direkten Partizipation sei freilich ein erheblicher allgemeiner Konsens erforderlich, was dazu führe, dass scharf kontroverse Probleme kaum lösbar seien.



Prof. Dr. L. Neidhart, Zürich/Konstanz, spricht als Politologe: Ist das Ausmass der Unterprivilegierung heute kleiner als früher?

Wiederkehr: Vor Ideologen wird gewarnt

Die vier Referate werden im Laufe der nächsten Monate im Wortlaut vorgelegt. Deshalb darf man die geneigten Leser wohl bitten, sich hier und vorläufig mit Kurzfassungen begnügen zu wollen. Lieferte Professor Neidhart in gewissem Sinne das Leegerüst der politologischen Theorie, sprach Regierungsrat Dr. Peter Wiederkehr mehr als der politische Praktiker. Im Hinblick auf die verschiedenen politischen Zielsetzungen unterschied er zwischen Parteiprogrammen und Regierungserklärungen. Die Invalidenversicherung wurde als Beispiel eines politischen Ziels genannt, das allgemein und von allen akzeptiert sei, doch die Wege zu diesem Ziel seien dann oft verschieden, ja, «meistens führen die verschiedenen Wege auch zu verschiedenen Zielen».

Wo sieht der CVP-Regierungsrat die Grenzen, die politischen Postulaten in der Schweiz gesetzt sind? Wo liegt eine wirkliche Benachteiligung vor? Auf die erste Grenze stösst man, so Wiederkehr, schon bei der Definition: Der eindeutige Fall ergibt sich beim Vollinvaliden, was aber vollinvalid sein soll, ist bei Leuten über 65 schon ein bisschen weniger eindeutig. «Wer mehr zahlt, ist geneigt, die Grenzen enger zu ziehen, als wer weniger zahlt». Die zweite Grenze ist eine politische und beruht in der Tatsache, dass

Maximalforderungen in der Regel bloss grössten Gegendruck erzeugen. In der Schweiz gilt die «Methode der kleinen Schritte». Vor allzu eifrigen Reformern und vor Ideologen muss gewarnt werden, weil sie lediglich den Benachteiligten schaden.

Eine dritte Grenze ist emotionalen Ursprungs und liegt in der verbreiteten Abneigung gegen bestimmte institutionalisierte Formen der Sozialhilfe (psychiatrische Kliniken, Drogenkliniken, Gefängnisse). Von strukturellen Grenzen ist dort zu reden, wo sich kommunale, kantonale oder eidgenössische Kompetenzen überkreuzen und gewisse Schwerfälligkeiten eben dadurch unvermeidlich sind. Unter Punkt Fünf nannte der Referent die personellen Grenzen: Der Staat kann zwar materielle Forderungen erfüllen, aber das soziale Engagement gleich mitliefern kann er nicht. «Was nützt es, Programme aufzustellen, die niemand realisieren will?»



In der Schweiz führt (nur) die «Methode, der kleinen Schritte» zum Ziel: Regierungsrat Dr. P. Wiederkehr warnt vor übereifrigen Sozialreformen und Ideologen.

9 Ausgaben-Prozente für die Wohlfahrt

Mit gezielter Ausführlichkeit sprach Regierungsrat Wiederkehr von Punkt Sechs: den finanziellen Grenzen. Im Kanton Zürich entfallen 9 bis 9,5 Prozent aller kantonalen Ausgaben auf die soziale Wohlfahrt, wo eine ähnliche Kostenexplosion zu beobachten ist wie im Gesundheitswesen, denn seit 1960 bis 1976 haben sich die Ausgaben versechsfacht. «Sollen die Hilfeleistungen des Staates nicht vermindert werden, brauchen wir in Zukunft mindestens ebensoviel Geld.» Innerhalb der vorhandenen Grenzen wurde aber, zumal im Vergleich mit dem Ausland, viel erreicht. Abschliessend empfahl Dr. P. Wiederkehr den Zuhörern die Methode des steten Tropfens: «Wer lange genug an den Grenzpfählen rüttelt, kann sie auch verschieben ...»

Viel Beifall für die Ballettgruppen Metzenthin

Das «Jahresfest» des VSA wäre kein Fest ohne das, was man unter dem sogenannten zweiten Teil zu subsumieren pflegt: das gemeinsame Nachtessen an



Anmut, Schwung und Charme auf der Kasino-Bühne: Eine Ballettgruppe aus dem Kindertheater von Rosmarie Metzenthin (Zürich) zeigt am Unterhaltungsabend einen hinreissenden Tanz.

festlich geschmückten Tischen und der Unterhaltungsabend am 3. Mai waren nach übereinstimmendem Urteil eine feine, runde Sache. Den Kindern des Kinderheims Bühl in Wädenswil sowie den Heimleiterinnen Margrit Hauri und Gertrud Rascher gebührt in diesem Zusammenhang ein grosses pauschales Lob. Als Augenweide besonderer Art müssen die charmanten Tanzdarbietungen verschiedener Ballettgruppen aus dem Kindertheater von Rosmarie Metzenthin hervorgehoben werden. Ebenso lebhaften Beifall des Auditoriums fanden die Volkslieder der «Ruesstili-Sänger» von Pfr. Jakob Schiltknecht. Ueli Merz, vielbewährt in derlei Dingen, spielte gekonnt die Rolle des Tafelmajors. Zu den schönen Künsten gehört schliesslich auch der musikalische Ausklang am letzten Tag, der Frau Esther Sonderegger zu danken ist. Nach dem Abschluss der Fachvorträge boten Robert Kunz (Violine) und Rudolf Ambach (Klavier) den Zuhörern mit Dvoraks Sonatine in G-Dur einen ungewöhnlich delikaten Genuss.



Pfr. Jakob Schiltknecht mit seinen «Ruesstili-Sängern»: Der Chor, der so hübsche Volkslieder singt, ist aus der Jungen Kirche Zollikerberg hervorgegangen.

Duss-von Werdt: Diener und Herren

Eine tiefgründige Analyse der Situation, in welcher es um unsere Verantwortung den Benachteiligten gegenüber geht, lieferte Dr. J. Duss-von Werdt, nachdem er zuvor unter maliziöser Anspielung auf einen gewissen Jargon erklärt hatte, er könne es sich nicht

leisten, in seinem Vortrag auf hochwissenschaftlichen Stelzen daherzustolzen, weil er darauf angewiesen sei, auch selber noch zu verstehen, was er sage. Benachteiligung gebe es nicht «an sich», sondern immer nur «im Hinblick auf...» und in Abhängigkeit von bestimmten Normen. Wir tragen für die Grundform der Invalidität des Menschen eine gemeinsame Verantwortung und sind zugleich verantwortlich für das jenseits geltende Wertsystem und für die Definition der Norm. So ist zum Beispiel unser Leitbild des Alters nicht positiv, weil das Alter als Defizienz gesehen wird. Derartige negative Leitbilder wirken invalidisierend und rufen einer Überprüfung.



«Wir brauchen Kontraste zur Gewinnung der eigenen Identität»: Dr. Josef Duss-von Werdt, Leiter des Instituts für Ehe- und Familienwissenschaften, Zürich.

«Wir brauchen Benachteiligte»: Benachteiligung ist das komplementäre Gegenstück zur Privilegierung. Wir brauchen Herren und Diener, und beide sind voneinander abhängig. Beide bedingen sich. Beide haben Macht übereinander, doch im wechselseitigen Bedingtsein kann es zu einem Missbrauch der Macht kommen. Wir brauchen die Benachteiligten, um an ihnen unsere Sinnfrage des Lebens zu testen, wir brauchen die Kontraste zur Gewinnung der eigenen Identität — wir leben damit (auch) auf Kosten der andern. Und die kritische Frage ist immer die, wie weit wir Gesunden auf Kosten der Benachteiligten leben. Brauchen wir die Gettos für die Benachteiligten, um unsere zivilisierten Städte wie Pharisäer «sauber» zu halten?

Respekt vor dem Geheimnis der Einsamkeit

Indes, die Benachteiligten brauchen umgekehrt auch uns Gesunde, Privilegierte — sie brauchen unsere Hilfe. Der Benachteiligte ist ein Verantworteter, und darin liegt eine andauernde Versuchung zum Machtmissbrauch, weshalb die Motive unserer Hilfe immer wieder überprüft werden müssen. Der Invalide verliert jeden Rest von Unabhängigkeit und Autonomie, auf die er aufgrund seiner Existenz Anspruch hat, wenn ihn die Hilfe zum Objekt der Betreuung macht. Jeder Mensch ist ein Subjekt und entzieht sich damit letztlich der Anwendung von Hilfe. Ernstgenommen als Subjekt ist der Mensch dort und dann, wenn und

wo er nicht verstehbar ist. Respekt vor ihm heisst Respekt vor dem Geheimnis seiner Einsamkeit.

Die Härten und Ängste der helfenden Berufe im Heim wenigstens ahnend, wagte Dr. J. Duss am Schluss nur noch «laut zu denken». Wo wurzelt unsere Verantwortung gegenüber den Benachteiligten? Man kennt die Tendenz, Verantwortung nach aussen, von sich weg auf andere zu schieben. In diesem Vorgang drückt man sich um die Verantwortung für sich selber, um die Verantwortung für die eigene Identität. Erst dann sind wir in der Solidarität der condition humaine mit dem Benachteiligten wirklich verbunden, wenn wir dieser Verantwortung für die eigene Identität nicht mehr entfliehen.

Jeanne Hersch: Freiheit zur Hoffnung

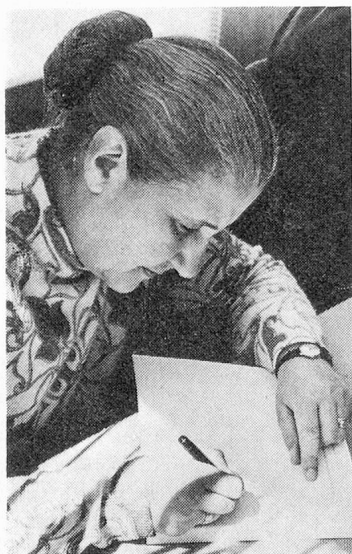
Haben wir «Die Hoffnung, Mensch zu sein» wirklich nötig, da wir, solange wir leben, ja schon Menschen sind? Professor Jeanne Hersch schuf sich mit dieser rhetorischen Frage den Anlass, um zwischen der faktisch — biologischen Bedeutung und der Wesensbedeutung zu unterscheiden. Für die Begründung des faktischen Menschseins genügt die Biologie, die wie jede Wissenschaft vom Gegebenen ausgeht. Doch der «wirkliche», der volle Mensch kommt erst vom Aufgegebenen her in Sicht. Eine Aufgabe aber kann nur einem Wesen übertragen und anheimgestellt sein, das frei ist, dieses Aufgegebene zu erkennen, zu bejahen — oder eben nicht.



«Es ist dumm und arrogant zu behaupten, in unserer Gesellschaft könne man nicht Mensch sein»: Jeanne Hersch, die bekannte Philosophin aus Genf, spricht in freier Rede.

Der Mensch ist frei, freizuwerden, sich freizumachen. Selber nichts Gegebenes, sondern vielmehr aufgegeben, ist Freiheit sehr viel mehr als bloss Unabhängigkeit. Sie ist die Möglichkeit, die dem Menschen zuteil wird, sich vernünftig und verantwortlich freizumachen. Dabei ist sie kein Dauerbesitz, denn sie muss immer wieder neu gewonnen werden. «So ist der Titel des Vortrages (und des neuerschienenen Buches) gemeint: Wir können nur hoffen, Menschen zu werden. Wir haben keine Sicherheit, aber in der Hoffnung haben wir einen Sinn und eine Würde.» Diese Hoffnung ist die Ursache der Menschenrechte. Unsere Würde besteht darin, dass wir uns und andere als Möglichkeiten sehen. Es ist, so Jeanne

Hersch, dumm, arrogant und würdelos zu behaupten, unsere Gesellschaft mache es den Menschen unmöglich, menschlich zu sein.



Lieber signieren als resignieren: Nach dem Vortrag über «Die Hoffnung, Mensch zu sein», signiert Prof. Dr. Jeanne Hersch (Genf) ihr neues Buch, das denselben Titel trägt.

Menschsein heisst nicht unbedingt Glücklichein

Verzweiflung ist uns eigentlich untersagt, weil wir immer und jederzeit die Möglichkeit haben, Menschen zu werden. Doch Menschsein heisst freilich nicht unbedingt Glücklichein, weiss man doch gar nicht so recht, was Glück eigentlich ist. «Glück ist meistens nur aus der Ferne ein Glück.» Glück (wie im Paradies) würde das Ende des Menschseins bedeuten, weil solches Glück mit Langeweile identisch ist. Im Paradies aber gab es keine Langeweile, weil Adam und Eva noch nicht sterblich waren. Doch wir (sterblichen) Menschen leben in der Zeit, in der Geschichte. Darin liegt das Motiv der Erziehung zur Freiheit des aufgegebenen Lebens. Es geht um die Erziehung zum möglichen, relativen Glück, zur relativen Sicherheit. Und dieses ist die Aufgabe der Zivilisation: die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse.

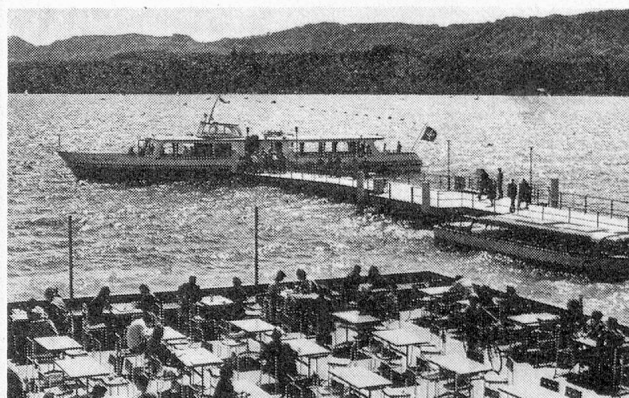
Zum Leben als einem menschlichen Leben und als einer Aufgabe gehört, dass man Zeit und einen Standort habe. Und in diesem Zusammenhang ist auch die Kultur zu nennen, die mehr bedeutet als blosser Schmuck, blosser ästhetische Zutat. Sie ist nichts anderes als der Weg zur Vervielfältigung unserer — aufgegebenen — Möglichkeiten (Hoffnungen). Im kulturellen Umkreis dienen die Sprachen als Mittel zur Kommunikation und die Erfüllung bestimmter Funktionen zur Menschwerdung. Hier gründet ein «Recht auf Arbeit», und in dieser Perspektive erscheint die Verkürzung der Arbeitszeit als ein nicht unter allen Titeln taugliches Rezept. Arbeit verliert als eine bestimmte Weise, Mensch zu sein, ihren Sinn erst dann, wenn dieser vom Geld verdunkelt wird.

Arrogantes Gerede von der Gleichheit

Abschliessend kam Jeanne Hersch auch auf die Chancengleichheit und auf die Gleichheit überhaupt

zu reden. Jeder Mensch habe ein Recht auf Hoffnung, und in diesem Recht seien sich alle Menschen gleich. Im Faktischen aber sind und bleiben wir ungleich, verschieden. Gleichheit gibt es nur in der letzten Würde des Hoffens. Und in der Hoffnung verbirgt sich unsere endlose Aufgabe, die kein gesellschaftliches System jemals beseitigen kann. Das Letzte ist weder planbar noch machbar. «In der Hoffnung, Mensch zu sein, muss man nicht den Engel spielen wollen. Wir haben als Sterbliche weder die Unschuld des Tieres noch die Unverletzlichkeit der Engel. Wir haben nur die relative Gerechtigkeit zu verwirklichen».

Unser Leben gewinnt seinen Sinn aus der Einsicht, dass wir im Unfertigen, im Nicht-Ganzen — eben in der Hoffnung leben. Die absolute Gleichheit ist unmöglich (und langweilig). Deshalb ist das Gleichheitsgerede ein gefährliches Gerede, das lediglich Frustrationen erzeugt. «Leid, Tod, Gewissensbisse gehören zum Menschsein. Ohne sie gibt es keine Hoffnung.» Die Hoffnung aber ruft der Idee der «absoluten Notwendigkeit», in welcher, Ursprung und Ziel zugleich, sie ruht.



Föhnsturm über dem Zürichsee: Start zur Nachmittagsfahrt am 4. Mai.

Frage: Wo trifft man sich im nächsten Jahr wieder?

Ausfahrten am Nachmittag des 4. Mai nach freier Wahl: Jetzt ist der Augenblick da, in diesem Bericht auch ein Wort vom Wetter zu sagen. Bei schönstem Föhnwetter und kräftigen Winden begab sich das VSA-Volk teils auf eine Schifffahrt, teils zur Besichtigung des Landerziehungsheims Albisbrunn und des neuen Alterszentrums Hottingen. Vielen Dank den Herren Dr. H. Häberli und von Ballmoos für die gewährte Gastfreundschaft, vielen Dank auch Kapitän Ackerknecht für die sichere Führung des Schiffes durch die stürmische See! Alle Teilnehmer, auch die Veteranen, waren sich einig im Urteil, dass sich der Besuch dieser Tagung in jeder Hinsicht gelohnt habe. Das freut (versteht sich) die Leute vom Sekretariat an der Seegartenstrasse in Zürich, und sie fragen beizeiten: Wo soll man sich im nächsten Jahr wieder treffen? Vielleicht im Kanton Bern? Bis dahin adieu und gute Zeiten!

H. B.

Aufnahmen: Bruno und Eric Bühler, Schaffhausen